

## Papiergeld.

(Die ersten preussischen Treasorscheine wurden am 1. Juni 1806 ausgegeben.  
Von Dr. Emil Berger.)

Nicht vom „blanken“ sondern vom „stumpfen“ Geld soll in den folgenden Zeilen die Rede sein, von jenen grünen, gelben, blauen, roten und braunen „Lappen“, die die Geldtasche füllen. Ihren metallischen Stiefbrüdern stehen sie an Alter nach, und in Deutschland feiern sie ja heute ein hundertjähriges Jubiläum. Trotz löblichster Sparsamkeit hatte Friedrich Wilhelm III. die Schulden noch nicht tilgen, geschweige Geld zu neuen Kriegen sammeln können, er mußte vielmehr — unerhört in Preußen — Papiergeld machen; am 1. Juni 1806 wurden zum 1. Mal in Preußen Treasorscheine ausgegeben. So erzählt ein namhafter preussischer Geschichtsschreiber.

Vom ethischen Standpunkte aus wird der Gebrauch des Papiergeldes immer etwas sonderbar anmuten. Denn im Grunde genommen ist ja das Papiergeld nichts anderes, als ein wertloser Papierschein, der erst durch das Bistum des Staates den Wert erhält, daß er einer bestimmten Summe gemünzten Edelmetalles entspricht. Gibt der Staat solche Papierscheine aus, daß er ihren Wert nicht mehr einlösen kann, so muß er sich für bankrott erklären, ein Zustand, der ja glücklicherweise heutzutage bei den Kulturstaaten immer seltener aufzutreten pflegt.

Nun beschränkt sich ja das Papiergeld — im weiteren Sinne des Wortes — nicht auf die Banknoten allein. Das ganze Wechselwesen ist ja in gewisser Weise auch nur ein Papiergeldsystem auf Zeit. Doch soweit wollen wir in unserer heutigen Betrachtung nicht gehen, sondern uns selbst eine weitaus engere Grenze ziehen.

In erster Linie sind da die Schatzscheine — alt Schatzkammercheine, Staatskreditzettel zc. genannt — zu erwähnen. Sie sind meist Aufweisungen der Finanzverwaltung auf die Staatskasse, um ein momentanes Mißverhältnis zwischen Staatseinnahmen und Staatsausgaben auszugleichen. Montague führte sie bereits 1696 vorübergehend in England ein. Meist sind derartige Scheine unverzinslich. In Deutschland werden solche Scheine nach Bedarf — jedoch nie auf eine längere Zeit als 12 Monate — ausgegeben; ihre Höhe beträgt dann 10 000 Mk., 50 000 Mk. oder 100 000 Mk. Derartige Scheine kennt man fast in allen Staaten Europas. Oesterreich nennt sie Salinenscheine, England Exchequer-Bills, Frankreich bons de trésor, Italien buoni di tesoro usw.

Neben den offiziellen Schatzscheinen gibt es aber auch noch Wertscheine, die von großen staatlich konzessionierten Gesellschaften (Dampfschiff-, Eisenbahn-, Bergwerksgesellschaften zc.) herausgegeben werden. Auch derartige Scheine repräsentieren Geldsummen, die jedoch gewissen Kurschwankungen unterworfen sind. Soweit derartige Obligationen jedoch nicht vom Staate angekauft sind, gehören sie auch nicht in den Rahmen unserer Betrachtung.

Die Menge des im Umlauf befindlichen Papiergeldes ist immer der beste und sicherste Maßstab für den wirtschaftlichen Stand, für das finanzielle Niveau des betreffenden Landes. Wir finden in Rußland und in den Balkanländern die weitaus größte Anzahl von kursierenden Banknoten. England, Skandinavien und das deutsche Reich operieren fast nur mit Goldwährung. Oesterreich, Frankreich, Italien und die Schweiz befinden sich auf Uebergangsstadien. Man kann da oft recht interessante Papiergeldstudien machen. Jedes Volk hat seine eigenen Bezeichnungen für die Notenscheine, je nach Temperament und Veranlagung. Der Franzose nennt derartige Zahlungsaufweisungen bons à vue, und bons royaux nannte man die 1824 ausgegebenen Schatzanweisungen oder Schatzscheine, die 1848 in bons de la république ungetauft wurden. Ähnliche Namensänderungen lassen sich auch bei anderen Nationen verfolgen, wie z. B. bei den Engländern.

Die Ausführung des Papiergeldes ist eine rein und streng künstlerische. Das deutsche Papiergeld wird in der Reichsdruckerei in Berlin hergestellt. In diesem Institut, in dem neben den Banknoten und Staatskassenscheinen auch die Postwertzeichen und Wechselstempelscheine, die Sparmarken, die Unfall- und Invaliditätsscheine zc. hergestellt werden, befindet sich eine hochinteressante chalcographische Abteilung für die Verfahren des Kupferstichs, der Lithographie, des Lichtdrucks, der Zinkhochätzung, der Autotypie, der Photographie, der Galvanoplastik zc. Das Papier, das zur Verwendung kommt, hat meist seine eigene chemische Zusammensetzung, die eine Art Staatsgeheimnis ist. Die Wasserzeichen und sonstigen Zeichnungen derartiger Papiere sind bekannt. Nicht aber bekannt pflegen jene Merkmale zu sein, um die nur die Eingeweihten wissen, und die einen geeigneten Schutz vor Fälschungen bilden sollen. Man weiß, wie viel Fälschungen und Münzvergehen gerade auf dem Gebiete der Papiergeld-Anfertigung alljährlich begangen werden. Aus diesem Grunde wird man es auch verstehen, daß gerade hier die weithingehendste Vorsicht angebracht und am Platze ist. Man verzeihe diese Abschweifung auf das technische Gebiet, die jedoch schließlich auch zu einer Plauderei über das Papiergeld gehört. Wir wenden uns nunmehr zu der finanzwissenschaftlichen Seite unseres Sujets.

Unter Papiergeld versteht man im allgemeinen jedes unverzinsliche Wertpapier, welches staatlich anerkannt ist und so den Wert des baren Geldes besitzt. So jung, wie man annehmen möchte, ist das Papiergeld auch nicht. Schon die alten Karthager, sowie auch die Chinesen manipulierten damit. Wichtig in Gebrauch kam es jedoch erst mit dem Ausbau des modernen Bankwesens, dessen erste Blütezeit in das beginnende 18. Jahrhundert fällt.

Im allgemeinen unterscheidet man finanztechnisch mehrere Sorten von Papiergeld. Das ist erstens das Papiergeld mit Einlösungspflicht ohne Zwangskurs, wie wir es z. B. bei den deutschen Reichskassenscheinen kennen. Zweitens gibt es Papiergeld mit Einlösungspflicht und Zwangskurs (amerikanische Schatznoten). Drittens zirkuliert Papiergeld ohne Einlösungspflicht mit Zwangskurs, wie sie dem italienischen Papiergeld bis 1883 eigentümlich waren. Im allgemeinen kann man sagen, daß Staaten, die die Goldwährung einführen wollen, die Banknoten allmählich aus dem Verkehr ziehen. So ist in Deutschland z. B. durch das Reichsgesetz

vom 30. April 1874 das Papiergeld der einzelnen Bundesstaaten eingezogen worden; an ihre Stelle sind dann die Reichskassenscheine getreten.

Soviel von der Geschichte des Papiergeldes, jenem modernsten Zahlungsmittel, das die Kulturmenschen erfunden. Wir erblicken in ihm eine münztechnische Vervollkommnung allerersten Ranges, die es dem Menschen erst möglich gemacht hat, relativ große Objekte durch den auf dem Staatskassenschein stehenden Geldwert ausgleichen zu können, ohne sich erst mit dem Gewicht zahlreicher, schwer transportierbarer Metallmünzen beschweren zu müssen.

Es braucht eben nicht alles rund zu sein, was da rollen muß, und es braucht auch nicht alles zu glänzen, was da Gold ist, oder doch Goldeswert hat. Am deutlichsten führt uns das das Papiergeld vor Augen. Wir haben sein Entstehen und Anwachsen seiner Bedeutung im modernen Verkehrs- und Wirtschaftsleben gesehen. Wir haben ferner seine Bedeutung für die Staatskassen und für große Handelskonjuncturen kennen gelernt. Die Macht dieses Geldes ist also nicht eine lediglich papierene. So ist auch das Papiergeld ein Kulturfaktor geworden, der an der modernen Entwicklung unseres Wirtschaftslebens gemessen sein will, wofür man ihm eine gerechte Bewertung zukommen lassen will.

Da müssen wir unwillkürlich an das alte Reimrätsel denken, das von uns die Lösung seines Sinnes heißt, und lautet:

Kus Lumpen und Linnen  
So außen wie innen.  
Wer mag ich wohl sein?  
Den edlen Metallen  
Bin rasch ich verfallen,  
Läßt du mich mal ein.  
Bin ich auch nicht von Golde,  
Bist du mir doch holde,  
Und stehst mich doch gern ein.  
Wer mag ich wohl sein?  
Ei, rate nur fein!

Wir wollen gleich die Antwort geben. Sie ist sehr einfach und lautet Papiergeld. Und dieses „lumpige“ Papiergeld begeht heute seine Hundertjahrfeier — deshalb besaßen wir uns so ausführlich mit ihm.

## Zwei Paare.

Roman von E. Köhler.  
(10. Fortsetzung.)

Freig drückte ihr die Hand. „Haben Sie jetzt nicht daran gedacht, Ihre Tochter zu sich zu nehmen?“ fragte er.

„In dieses unsichere, gefährvolle Leben mein Kind zerren? Nie! Bei dem Rektor ist Ada in guter Gut; solange er und seine Frau leben, ist sie gesichert und geborgen. Wenn Kolarinski aus seiner Haft entlassen wird, wird er mich aufsuchen, mich wieder zu einer Gemeinschaft mit ihm zwingen wollen. Nein, nein, meine Ada soll keinen solchen Wechselfällen ausgesetzt sein — durch mein Fernbleiben beweise ich ihr am besten meine Liebe.“

„Sie sind eine heldenmütige Frau, und Ihre Tochter kann sich glücklich schätzen, eine solche Mutter zu besitzen.“

Maria lächelte wehmütig. „Es ist das einzige, das beste, was ich für Ada tun kann“, seufzte sie; „was die Zukunft in ihrem Schoß für sie birgt, wer kann das wissen?“

„Hoffentlich nur Gutes“, sagte Freig sich erhebend, „ich möchte Ihnen so gerne dienen. Kann ich Ihnen gar nichts nützen oder helfen?“

Maria schüttelte den Kopf. „Je weniger Sie sich mit meinem Schicksal befassen, desto besser für Sie“, sagte sie herbe; „es war mir ein Trost, eine Freude, Sie wiederzusehen, aber dabei wollen wir es bewenden lassen.“

„Nicht so“, entgegnete Freig warm; „es wäre undankbar von mir, auf diese Weise von Ihnen zu scheiden. Wann erhalten Sie Nachricht wegen der Ihnen zugesagten Stelle?“

„Morgen mittag“, entgegnete sie leise.

„Gut, ich werde mir erlauben, Sie morgen hier aufzusuchen — nein, nein, sträuben Sie sich nicht, Sie müssen meinen Besuch noch einmal annehmen.“

„Es sei denn!“ sprach sie, ihm die Hand bietend; „ich werde Sie um drei Uhr erwarten.“

Freig hatte sofort beschlossen, seine Heimreise aufzuschieben, bis er die Gewißheit erlangt, daß die Marchesa eine Stellung gefunden. Einen Augenblick dachte er sogar daran, Maria in seinem Hause aufzunehmen, doch kam er wieder davon ab, denn er stand schon in Unterhandlung mit der Schwester eines ehemaligen Studiengenossen, die nach kurzer Ehe mit einem Künstler Witwe geworden war. Sie hatte sich dieser Ehe wegen mit ihren Eltern entzweit und wollte sich nun lieber selbständig ihr Brot verdienen, als in das väterliche Haus zurückkehren.

Die Dame hatte sich sehr gern bereit erklärt, unter den gestellten Bedingungen auf den Rosenhof zu gehen, sie wolle nur noch, wie sie sagte, eine wichtige Vorkauf abwarten, um dann den Tag ihrer Ankunft zu bestimmen.

Als Freig von der Marchesa in sein Hotel zurückkehrte, fand er einen Brief der Dame vor; sie hatte sich mit ihren Eltern versöhnt und somit nicht mehr nötig, eine Stellung in fremdem Hause anzunehmen. Nun konnte die Suche aufs neue beginnen, und er hatte schon gehofft, die Sache sei erledigt.

Zur bestimmten Stunde fand er sich am andern Tage bei Maria ein. Sie empfing ihn sehr niedergeschlagen — sie hatte die zugesagte Stelle nicht erhalten.

Ohne sich lange zu befinden, machte nun Freig ihr den Vorschlag, in seinem Hause eine ähnliche Stelle anzunehmen.

Die Marchesa erhob Einwendungen und sträubte sich, allein Freig verstand es, sie umzustimmen. Die Hauptsache war doch, daß sie mit seiner Mutter gut auskam, alle übrigen Bedenken zerfielen in nichts; hatte sie doch auch, als sie ihren Gatten verließ, ihren Mädchennamen wieder angenommen und nannte sich Maria von Blincka. Freig besprach mit ihr, daß sie als Witwe eines früh verstorbenen Gutsbesizers gelten sollte.

„Man wird bei mir im Hause nicht viel nach Ihrer Vergangenheit fragen“, sagte er hinzu, „meine Mutter ist viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt, und gewöhnt, daß sich die stete Sorge um ihr „Ich“ dreht. Wenn Sie ihr sagen, es

rege Sie zu sehr auf, von Ihrem Gatten zu sprechen, wird sie Ihnen glauben und nicht weiter darüber sprechen. Alle übrigen Formalitäten, die sich an Ihre Ueberriedelung nach Schlesien und auf den Rosenhof knüpfen könnten, werde ich selber besorgen.“

Maria erhob keinen Einwand mehr, sie sehnte sich darnach, endlich wieder in einem geordneten Haushalt zu leben. Mit den besten Vorsätzen trat sie an Rosens Seite die Reise an.

Freig hatte nach Hause deponiert, er bringe die neue Hausdame sofort mit; so lange Alice noch da sei, könne sie die Fremde mit ihren Pflichten bekannt machen.

Frau von Rosen fand das sehr klug von ihrem Sohn; mit großer Spannung sah sie der Ankunft der neuen Hausgenossin entgegen, die mit Freig pünktlich zur bestimmten Zeit eintraf.

Nicht ganz ohne Verlegenheit führte Freig die ehemalige Marchesa von Lubiani seiner Mutter zu. Unterwegs waren ihm doch Bedenken aufgestiegen, ob er recht getan, diese Frau in sein Haus zu nehmen. Er wußte von ihr nur das, was sie ihm selbst erzählt hatte.

Wohl war sie sein guter Engel gewesen, als sie ihm das für die Tochter erkämpfte Geld zur Tilgung seiner Spielschuld gab — er war ihr großen Dank schuldig, und dennoch dachte er bei sich: „Ich hätte sie vielleicht doch nicht herbringen sollen.“

Nun war es zu spät; Maria von Blincka stand seiner Mutter gegenüber und Frau von Rosen musterte prüfend das Gesicht der schönen, blaffen Frau.

Sie sagte ihr einige freundliche Worte und bot ihr die Hand. Im stillen fand sie ihre neue Gesellschafterin etwas zu vornehm; aber Maria gab sich so bescheiden und verstand es so anregend zu sprechen, daß Frau von Rosen binnen einer Stunde ganz entzückt von ihr war.

Maria erwähnte nur flüchtig ihres verstorbenen Gatten; „sein Tod“, berichtete sie, „hätte sie gezwungen, wieder unter Fremden zu leben.“ Frau von Rosen war mit dieser spärlichen Auskunft zufrieden.

Schon nach wenigen Tagen hatte Maria sich in ihre neue Umgebung vollständig eingelebt, der Baronin aber war sie nahezu unentbehrlich geworden.

„Siehst du, Kind“, sagte Alice lächelnd zu Dora, „hätte ich nicht recht zu behaupten, kein Mensch sei unersetzlich? Mama kann mich jetzt ganz gut entbehren und wird mich gewiß nicht vermissen, denn Frau von Blincka besitzt Eigenschaften, die ich nie mein eigen genannt.“

„Aber sie kümmert sich weit weniger um die Leitung des Haushaltes“, warf Dora ein, „ich glaube auch, sie versteht nicht sehr viel davon.“

„Dafür bist du da“, entgegnete Alice, „und es schadet dir gar nicht, nach dem Rechten sehen zu müssen. Ob du nun eine reiche Heirat machst oder in bescheidene Verhältnisse kommst, immer ist es gut, überall Bescheid zu wissen.“

Dora schüttelte den Kopf. „Ich mag gar nicht heiraten“, sagte sie ernst. —

Es ging nun eine Weile sehr still zu. Das neuvermählte Paar hatte eine Reise angetreten; seit sein Oheim abwesend war, kam Heinrich Bering fast nie nach dem Rosenhof.

Emmy von Strehlen schrieb zuweilen kurze unzusammenhängende Briefe. Sie war mit ihrer Mutter in Begleitung ihres Verlobten nach einem besuchten Sebad gegangen. So wenig sie auch von sich sagte, Dora entnahm doch den Briefen, daß Emmy sich unzufrieden fühlte. Von ihrem Bräutigam schrieb sie fast nie etwas, er schien ihr höchst gleichgültig zu sein.

Um so überraschender kam gegen Ende des Sommers die Nachricht von ihr, daß binnen wenigen Wochen ihre Hochzeit in Breslau stattfinden werde. Von sich selbst erwähnte sie nichts, es war, als handele es sich hier um eine dritte Person.

„Sie liebt den Grafen noch“, dachte Dora; „warum hat sie dann nicht den Mut zu brechen, solange es noch Zeit ist?“

„Also doch!“ meinte Frau von Rosen, als die Tochter ihr Emmys Brief mitteilte, „ich dachte schon, die Landrätin bereue die gegebene Zustimmung. Nun, wir werden ja sehen, wie sich diese ungleiche Ehe anläßt.“

Frau von Rosen nannte den Namen des jungen Möller und erzählte Frau von Blincka den Sachverhalt.

Maria erlebte und begann zu zittern. Sie kannte Möller von Paris aus, wo er ein eifriger Besucher des Spiel salons ihres Gatten gewesen war.

Emmy von Strehlen kam sehr verändert nach Breslau zurück; sie benahm sich heiterer und übermütiger denn je, aber ihre Augen lagen tief in den Höhlen und ihr Gesicht war sehr blaß und schmal geworden.

Auch die Landrätin war nicht ganz ruhig; sie hatte ihren künftigen Schwiegersohn näher kennen gelernt und so manche Eigenschaft bei ihm entdeckt, die nicht gerade zu Gunsten seines Charakters sprach.

In ihrer Leichtgläubigkeit setzte sie sich über vieles hinweg, aber es blieb ihr auch nicht verborgen, daß Möller nach dem Tode seines Vaters sehr verschwendisch lebte.

Je näher Emmys Hochzeitstag heranrückte, desto ängstlicher wurde sie.

Um der Tochter eine feine Aussteuer machen zu können, hatte die Landrätin Schulden gemacht. Sie hatte schlaflose Nächte und griff endlich zu Morphiumpulvern, um sich den treulosen Schlummer auf künstliche Weise zu verschaffen. Emmy wußte nichts davon, denn Frau von Strehlen verbarg die Pulver sorgfältig vor der Tochter. —

Noch ein Tag, dann hatte Emmy ihre Mädchenfreiheit hingegeben und war Möllers Frau.

Es war am frühen Morgen; Emmy hatte die ganze Nacht schlaflos verbracht und sich mit geröteten Lidern von ihrem Lager erhoben. Heute war ein schwerer Tag für sie; die Mutter und auch Möller hatten darauf bestanden, den Polterabend festlich zu begehen, da nach der Trauung nur eine Tafel im kleinen Kreise stattfinden, nach welcher das neuvermählte Paar sofort nach Paris abreisen sollte.

Emmy selbst war froh, in ein bewegtes Leben zu kommen; sie scheute jedes Alleinsein mit Möller, war sie sich doch bewußt, daß ihr Herz noch immer einem andern gehörte.

Im Geiste verglich sie Möller mit Dohensstein, dessen sanftere, manchmal weiche Art sie wegen des Gegenfases zu ihrer eigenen Natur angezogen hatte.